



Arne Frank

Immer schön die Balance halten

Rasant und schnittig geht es weiter, denn wir sind ja immer noch dabei, unseren Sound auf breite Reifen zu stellen, tieferzulegen und den Motor zu frisieren – oder kurz und neudeutsch: zu pimpen. Sehen wir also nach, ob der neue Spoiler auch an der richtigen Stelle sitzt.

Auf der Suche nach dem „fetten“ Sound haben wir die einleuchtende traditionelle Methode in der letzten Folge abgehakt: „Mächtige Gitarre = mächtiger Sound“, okay. Nur gibt es eben eine ganze Reihe von Gitarristen, die sich trotzdem keine dicke Mahagoniplanke umhängen möchten. Viele kommen mit dem Handling und dem traditionelleren Spielgefühl nicht klar oder können einfach nicht auf ein unterfrästes Double-Locking-Vibrato verzichten. Außerdem kann so ein „Gerät“ schon nach der ersten halben Stunde auf der Bühne ganz schön an Schulter- und Nackenmuskeln zerren.

Die deutlich leichteren, aber dafür meist umso aufwändiger gebauten Nobelteile mit gewölbter Riegelahorndecke und eingeleimtem Hals (à la PRS) kommen andererseits auch nicht für jeden in Frage. Da ist zum einen das Budget. Zum anderen traut sich mancher nicht, mit solch einem potenziellen Erbstück „on stage“ zu gehen, weil die womöglich exzessive Performance dort unweigerlich ihre Spuren hinterlassen wird. Natürlich gibt es auch günstigere Kopien solcher Modelle, aber die bringen wiederum ihre eigenen Image-Probleme mit. Kurzum, es muss noch einen anderen Weg geben. Tut es, wir hatten es schon angesprochen – überlassen wir die „schmutzige“ Arbeit doch den Tonabnehmern!

Heiße Axt zum heißen Amp

Folglich heißt unsere neue Gleichung: „Leichte Schraubhalsgitarre + Heavy-Pickup = immer noch fetter Sound“. Eines liegt auf der Hand: gerade bei einer bühnenfreundlichen, also rückenschonenden „Lite-Gitarre“ hat die Elektronik unweigerlich ein besonders gewichtiges Wörtchen mitzureden. Und das gilt nicht nur für Extremformen wie Parkers Fly oder Yamahas RGX A2 Air-Guitar.



Heiße „Hotrod-Maschine“ im 80s-Styling



Parker nimmt's leicht



Futuristische Lite-Designs sind im Trend

Die meisten Vertreter der Gattung „moderne Power-Gitarre“ sind jedoch, trotz gepimpter Hardware und Elektronik, keine extremen Mager-Models, sondern mehr oder weniger traditionelle Schraubhalskonstruktionen. Das funktioniert sehr gut. Viele Hersteller konnten und können sich für diese Konstruktion begeistern. Eine Zeit lang sah es sogar beinahe so aus, als würden die heißgemachten, grellbunten „Super-Strats“ alles andere vom Markt verdrängen. Man denke etwa an die zahlreichen schnittigen Modelle aus dem Hause Ibanez, Jackson/Charvel oder ESP, die während den Achtziger und frühen Neunziger die Schaufenster der Musikläden unangefochten dominierten.

Erst nach der Trendwende durch Grunge und Vintage-Manie setzte ganz allmählich ein Umdenkprozess ein. Mittlerweile kann man von einer weitgehend friedfertigen Koexistenz der unterschiedlichen Designs sprechen. (Gut so – denkt an das Kapitel übers Teamplaying aus der vorletzten Toneguide-Folge!)

Das Pimping-Prinzip funktioniert also, aber ganz so einfach ist es dann doch nicht. Sonst würden wir wahrscheinlich alle nur noch solche leichten, relativ günstig herzustellenden Instrumente spielen. In der Realität sieht es nämlich so aus, dass der moderne, tiefergelegte E-Gitarrentyp fast immer mit ebenso modernen Verstärkern kombiniert wird. Eine entsprechend aufgebrezelte, kaskadierte (sprich: eine Gain-Stufe „füttert“ die nächste) Vorstufenschaltung sorgt dabei für das zusätzliche Gain, das benötigt wird, um den Sound der drahtigen Leichtgitarren anzufetten und das fehlende Sustain fürs Solospiel technisch zu verlängern. Erst damit wird das Ganze angenehm fürs Ohr.

Ein geradlinig aufgebauter Verstärker alter Schule ist allerdings nicht unbedingt der ideale Partner für extraheiße Tonabnehmer. Da wirkt der Gitarrensound zwar ebenfalls lauter und übersteuerter, klingt aber meist ziemlich hart, spröde und wenig dynamisch. Die leicht komprimierende und obertonfreudige Wiedergabe eines High-Gain-fähigen Amps gleicht die Ecken und Kanten im Klangbild der „Heißsporne“ hingegen wirkungsvoll aus. Dazu muss und sollte man den Gain-Regler gar nicht so weit aufreißen, denn zu viel Verzerrung macht den Sound kaputt, er

nicht besser – siehe letzte Folge. Es geht in erster Linie um die klanglich verdichtende Wirkung einer solchen Schaltung. Also, Problem gelöst? Na, fast.



Klingen heiße Pickups am Old-school-Amp häufig noch etwas „fuzzy“, ...



... tönt das Ganze mit einem High-Gain-Amp gleich viel geschmeidiger

Wie man langsam erahnen kann, ist es tatsächlich gar nicht mal so leicht, einen High-Output-Pickup zu bauen, der zwar genügend Pegel und Punch liefert, dabei aber nicht dumpf oder giftig, brethart oder gar synthetisch rüberkommt. Das kann jeder, der solche Tonabnehmer in seine Gitarre einbaut, rasch feststellen, auch ohne in die Tiefen der Materie einzusteigen (Magnetfeld, Spulenkonstruktion, Induktion, Gleichstromwiderstand, Faradaysches Gesetz, Elektronenfluss).

Sound-Puzzle in 3D

Dass die wenigsten „heißen“ Pickups sich für cleanere Sounds anbieten, ist ebenfalls keine große Überraschung. Lediglich einige aktive Tonabnehmer mit eingebautem Vorverstärker erfüllen diese Funktion noch zufriedenstellend. Die aktive Elektronik sorgt für ausreichend Frische und glättet gleichzeitig die etwas rumpelige Dynamik (siehe oben zu modernen Verstärkervorstufen). Das klingt nicht schlecht, wenn auch eher „technisch“ als „organisch“.

Nur mit dem Pegel am Input des Amps muss man natürlich trotzdem aufpassen. Somit haben Fans traditioneller Jazz- und Blues- oder überhaupt semiakustischer Sounds hier leider das Nachsehen. Ohne die passende Gitarre wird



Hier versagt die „elektronische“ Simulation

es verdammt schwierig, sich derlei klassischen Klangbildern anzunähern. Da funktioniert die Quasi-Geschlechtsumwandlung via Pickup nur höchst unzureichend. Es ist zwar nicht vollkommen unmöglich, eine gewisse Annäherung zu erzielen, aber der technische Rahmen ist in diesem Fall schon sehr eng gesteckt.

Noch gemeiner: Ein Pickup, der in Gitarre A prima funktioniert, muss im Zusammenspiel mit Gitarre B noch lange nicht gut klingen, selbst wenn es sich um praktisch baugleiche Instrumente handelt. Es ist zum Haareraufen!

Doch erst wenn die vom Instrument angebotenen akustischen Frequenzanteile mit der Filterwirkung des Tonabnehmers und der charakteristischen Klangfärbung des Verstärkers Hand in Hand gehen, entsteht daraus ein angenehmer Sound. Das ist ein bisschen wie bei einem dreidimensionalen Puzzlespiel für Fortgeschrittene: Wenn die Teile nicht haarklein zusammenpassen, wird am Ende leider kein richtiges Bild daraus, und das Produkt der Mühen fällt womöglich sogar in sich zusammen.



Hier kommt der saftige Ton aus der Konstruktion, ...



... da aus dem aktiven Pickup

Ein beliebtes Motto vieler Do-it-Yourselfer forderte schon so manches Opfer. Und ich meine jetzt nicht die Typen, die ihr Radio auseinander-schrauben, ohne vorher den Stecker zu ziehen, nein. Wie viele brave und alt gediente Strats, Teles und sogar Paulas (die man heute der Vintage-Sektion zurechnen würde) traktierte man in den metal-manischen achtziger und neunziger Jahren mit Stechbeitel und Bohrmaschine, um gnadenlos Platz für Power-Humbucker und ein Floyd-Rose-System zu schaffen?

Wo gehobelt wird, da fallen Späne

Besser wurde der Sound dadurch aber tatsächlich eher selten, mal ganz abgesehen vom Wertverlust. Selbst ein zugegebenermaßen begabter Hobbybastler namens Eddie Van Halen produzierte reichlich Schrott und Sägespäne, bevor er mit seinen gestreiften Frankenstein-Kreationen, weit mehr jedoch mit seiner innovativen Spielweise für Furore sorgte. Nur, die Kisten mit den übrig gebliebenen Parts seiner Fehlversuche bekam natürlich keiner zu Gesicht.

Wer sich mal die Mühe macht, die Spezifikationen der heute erhältlichen High-Tech-Gitarren genauer zu checken, wird feststellen, dass sich offenbar bestimmte Konstruktionsweisen und Materialkombinationen immer wieder bewährt haben. Sollen ein modernes Feinstimmervibrato oder High-Output-Tonabnehmer zum Einsatz kommen, wird die übrige Gitarre sozusagen

um diese Komponenten herum konstruiert. Wir können von Glück sagen, dass uns die Hersteller, die entsprechend konzipierte Gitarren anbieten, die harte Forschungsarbeit abnehmen.

Aber auch dann gilt: Das Objekt der Kaufbegierde unbedingt mit dem eigenen oder zumindest einem möglichst vergleichbaren Verstärker-Setup antesten, denn sonst kann es herbe Enttäuschungen geben (siehe oben).



Probiert das lieber nicht an eurer Vintage-Strat aus, ...



... sonst sieht sie nachher vielleicht so aus

XXL-Portion in der Badewanne

Der aktuelle Punkte-, besser gesagt Erkenntnisstand zeigt uns: Eine saftig tönende Gitarre und eher dezente Pickups ergeben einen ausgewogenen, druckvollen Sound (siehe oben). Die Rechnung „Knackige Gitarre + deftige Tonabnehmer = fetter Sound“ geht in aller Regel ebenfalls auf. Daraus ließe sich nun ohne übermäßige Anstrengung noch eine weitere

These ableiten: Nämlich „Fett + noch mehr Fett = super-fett“! Das muss ja dann wohl auch super-geil klingen, oder? Bedauerlicherweise nicht.

Nun bekommen ja einige einfach nie genug oder schlichtweg den Hals nicht voll. Das gilt nicht nur für Investment-Banker, sondern leider auch für so manchen Musiker. So wird dann also ein eh schon üppiges Gitarrenmodell, etwa eine Les Paul oder ähnliches, zusätzlich mit kräftig drückenden Pickups „verbessert“. Eine vermeintlich logische Maßnahme, die allerdings nicht selten zu der schmerzhaften Erkenntnis führt, dass eine bereits akustisch fett klingende Gitarre in Kombination mit den beliebten Power-Pickups nur noch sinnlos herumratscht.

Das ist nicht weiter verwunderlich, denn die nunmehr unkontrolliert ausufernden „Druckfrequenzen“ drücken tatsächlich, und zwar dem Verstärker regelrecht die Gurgel zu. Von wegen Dynamik, konkrete Power, kontrollierte Sound-Wucht: Der Sound wird zwar laut und drängt sich penetrant in alle unbesetzten Luftlöcher, klingt aber weder schön noch druckvoll, sondern eher undifferenziert und breig.



Was hier noch Sinn ergibt, ...



... ist da vielleicht schon des Guten zu viel

Selbst der stabilste Amp lässt sich eben nicht unbegrenzt auf die Input-Buchse „hauen“, zumindest nicht ungestraft. Es ist wie mit der Badewanne: Ist sie voll, sollte man den Wasserhahn besser zudrehen, sonst läuft sie über. Noch voller wird sie jedenfalls nicht, egal wie viel man dann noch hinterherkippt. Oder wischt ihr vielleicht gerne den Boden auf?

Dynamische Signalkette

Ähnlich überflüssig ist – von bewusst synthetischen Fuzz-Geschichten abgesehen – ein Distortion-Pedal vor dem aufgerissenen High-Gain-Kanal des Verstärkers. Wenigstens kann man dieses recht problemlos wieder aus dem Signalweg entfernen, was bei Tonabnehmern nicht ganz so schnell geht.

Wenn ihr auf euren Lieblingsverzerrer nicht verzichten könnt, dann aktiviert diesen besser bei cleanem oder maximal crunchy eingestelltem Verstärker. So macht es unter anderem auch Joe Satriani, und zwar um alternative Klangtexturen zu erzielen – und nicht etwa, um seinen Sound im Gain-Sumpf zu ertränken.

Ein dezent justiertes Overdrive-Pedal als Solo-Boost für extradicke Leadlines vor einem schon saftig zerrenden Amp ist ebenfalls okay, siehe Slash oder Zakk Wylde. Aber darüber hinaus wird es eher unsinnig, zumindest sofern euer Sound noch nach Gitarre klingen soll – und nicht nach Rasenmäher oder Tuba.

Ihr kennt vermutlich alle den alten Musikerwitz: „Was heißt hier dynamischer spielen? Ich spiel doch schon, so laut ich kann!“ Um das zu vermeiden, müssen wir unserem Sound unbedingt genügend „Luft“ lassen.



Extra-Gain bitte in Maßen – nicht in Massen

Metal-Gewitter und Wattebäuschchen

Die Signalkette muss einfach in sich stimmen und in der Lage sein, dynamisch auf unser Spiel zu reagieren. Daraus ergeben sich ein paar recht einleuchtende, abschließende Überlegungen: Klingt die Gitarre bereits akustisch rund und wuchtig, sollten dezente Pickups und ein einfach aufgebauter Verstärker genügen (siehe AC/DC).

Handelt es sich dagegen um ein leichtes Schraubhalsexemplar mit akustisch eher dünner Stimme, dürfen Tonabnehmer oder Amp schon deftiger aufspielen (siehe Van Halen). In jedem Fall sollten Instrument und Verstärker möglichst



Genügend Gain für Angus & Co.

© PPV MEDIEN 2010



Zu viel Zerre ist einfach, äh, nicht gesund, ...



... zu viel Sahne auch nicht



Selbst „Captain Kirk H.“ spielt nicht immer volle Lotte

optimal zusammenarbeiten, sich klanglich und charakterlich ergänzen. Eine fett klingende Gitarre mit extra-lauten Pickups über einen mächtig drückenden High-Gain-Amp zu spielen, ist schließlich zu viel des Guten.

Selbst Giganten wie Metallica haben lange gebraucht und verwenden noch heute viel Zeit darauf, ihre Anlagen frequenzmäßig so abzustimmen, dass es wirklich „rockt“, statt nur zu dröhnen. Es wird auch nicht mehr ohne

Unterbrechung durchgebettert. Erst die dynamische Variation macht das Metal-Gewitter so beeindruckend. Das gilt im Übrigen nicht nur für hart rockende High-Gain-Headbanger.

Auch die feingeistiger veranlagten Pop-, Jazz- und Fusion-Gitarristen, die es cleaner lieben, übertreiben es gerne mal mit dem Sahnebecher: Hier noch ein Compressor-Pedal, da noch ein Schuss Chorus, und am Ende bleibt die geronnene „Gitarren-Sauce“ wie Spachtelmasse im Ohr kleben. Da wirken dann die mühsam einstudierten Arpeggien, Akkord-Cluster und pfeilschnellen In/Out-Licks so spannend, als ob man mit Wattebäuschchen beworfen wird. Bedenkt, dass aus einem super-fetten Sound eben schnell auch ein nichtssagendes Summen werden kann.

Kontrollierte Sound-Ekstase

Ein guter, kraftvoller Gitarrensound ist eine ziemlich komplexe Angelegenheit. Er lebt von der gelungenen Balance zwischen Punch und Präzision, Druck und Dynamik, Artikulation und Power. Man muss die Sound-Ekstase noch kontrollieren können. Sonst lässt sich nicht vernünftig damit arbeiten oder das Klangbild nicht formen. Das reduziert unsere spieltechnischen Ausdrucksmöglichkeiten und macht unseren Sound letztlich flach und langweilig. Und das will schließlich keiner von uns.


Arne Frank